

Germanistische Linguistik

Herausgegeben vom
Forschungsinstitut
für deutsche Sprache
Deutscher Sprachatlas
Marburg/Lahn

139 - 140 1998

Gisela Schoenthal
(Hrsg.)

**Feministische Linguistik –
Linguistische
Geschlechterforschung**

Olms

ANN PEYER UND EVA LIA WYSS

**"JAZZMUSIKERINNEN
– WEDER ASKETEN NOCH MÜSLI-FIFIS" –
FEMINISTISCHE SPRACHKRITIK IN DER SCHWEIZ,
EIN ÜBERBLICK**

Inhalt

Einleitung

- 1. (Wie) wird sprachliche Gleichberechtigung in den Medien praktiziert?**
 - 1.1. Bestandesaufnahme
 - 1.2. Spezialfall Stellenanzeigen
- 2. Debatte in den Medien oder: "Frau Stäubli sollte sich ernsthafter mit der "Gleichbehandlung" auseinandersetzen"**
 - 2.1. Zu den Personen- und Funktionsbezeichnungen
 - 2.2. Diskussion anderer Aspekte von "Sprache und Geschlecht"
- 3. Institutionalisierung**
 - 3.1. Die Institutionalisierung in der deutschsprachigen Schweiz
 - 3.2. Zur Institutionalisierung in der französischsprachigen Schweiz
- 4. Einstellungen**
 - 4.1. Stimmen zum Thema
 - 4.2. "Wädenswil" – ein interessanter Einzelfall
- 5. Fazit: Die Situation in der deutschen Schweiz**

Einleitung

Mit Erstaunen stellen LinguistInnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz immer wieder fest, dass sich in der "kleinen" Schweiz der geschlechtergerechte Sprachgebrauch in Öffentlichkeit und Alltag weit stärker durchgesetzt hat als in den anderen deutschsprachigen Ländern. Diese Einschätzung gilt es hier zu überprüfen und, falls sie zutrifft, zu belegen. Ausserdem werden – als erster Schritt für weitere Untersuchungen – Thesen formuliert, die Erklärungen liefern, worauf diese Entwicklung zurückgeführt werden kann. Mit diesem Artikel geben wir anhand von ausgewählten, konkreten Beispielen einen Einblick in die Situation, wie sie sich zur Zeit in der Schweiz präsentiert. Wir konzentrieren uns – unter sprachsoziologischer Perspektive – auf eine erste Bestandsaufnahme mit dem Blick auf die Diskussion in den Medien, die Institutionalisierung und die Einstellungen, die die spezifische sprachliche Situation in der Deutschschweiz prägen.

Einen Rahmen für unsere Untersuchung bilden die Überlegungen von Schräpel (SCHRÄPEL 1986), die die Auseinandersetzung um nichtsexistische Sprache als ein besonderes Sprachwandelphänomen¹ untersucht. Sprachwandel im Vollzug ist einerseits einfacher zu erfassen als einer, der weiter zurückliegt, andererseits erschwert die Fülle des greifbaren Materials auch den Durchblick und das klare Erkennen von Tendenzen. Aus diesem Grund werten wir unser Datenmaterial² nicht quantitativ aus, sondern konzentrieren uns darauf, für verschiedene Aspekte typische Beispiele zu geben und so den Stand der öffentlichen Diskussion und die Breite der vertretenen Meinungen darzustellen. Es wäre verlockend, das hier vorliegende Material auch allgemeinerer Form unter der Thematik "Sprachkritik" oder "Einstellungen" zu analysieren. Dies ist jedoch nicht im Zentrum unserer Fragestellung, weshalb wir bei einigen Beispielen auf entsprechende Untersuchungen (z.B. BLAUBERGS 1980, SCHOENTHAL 1989) verweisen.

1. (Wie) wird sprachliche Gleichberechtigung in den Medien praktiziert?

1.1. Bestandsaufnahme

"Manchmal etwas anstrengend, ein Schweizer zu sein" (Tages-Anzeiger, 22.5.93) oder: "JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis" (WoZ, 16.2.96) betiteln zwei angesehene Schweizer Zeitungen ihre Artikel. Diese beiden Titel sind nicht Einzelfälle, sondern veranschaulichen die heterogene Situation, wie wir sie in der Schweiz vorfinden und wie sie in der Presselandschaft der Schweiz zu beobachten sind. Auf der einen Seite stehen Tages- und Wochen-Zeitungen aus dem linken Spektrum, die seit 1983 (WoZ) für Personenbezeichnungen³ mehr oder weniger konsequent die Gross-I-Schreibung verwenden, auf der

¹ Das Sprachwandelphänomen, wie es beobachtbar ist, würde eine breite, insbesondere auch historische Darstellung verdienen.

² Zeitungsartikel aus Schweizer Tages- und Wochenzeitungen seit 1988; Beispielsammlung letztes Quartal 1995; Umfrage (Fragebogen) 1996.

³ Mit Personenbezeichnungen sind jeweils Personen-, Berufs- und Funktionsbezeichnungen gemeint.

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

anderen Seite die "überparteilichen" Presseerzeugnisse, die im Sprachgebrauch eher konservativ sind, d.h. sie vermeiden das Gross-I konsequent und verwenden nur unsystematisch Doppelformen.

In den elektronischen Medien gestaltet sich die Situation komplexer, weil hier auch mündliche Texte zu berücksichtigen sind. Eine kleinere Untersuchung zu den Nachrichtensendungen am Schweizer Fernsehen⁴ hält fest:

Das Fazit dieser Untersuchung ist ernüchternd. Die Nachrichtensendungen des Schweizer Fernsehens pflegen einen in (nicht)-sexistischer Hinsicht liederlichen, uneinheitlichen und vor allem einseitigen Sprachgebrauch. An ausgezeichneten Stellen [Begrüssung, An- und Abmoderation, Anm. d. Verf.] werden Frauen mitberücksichtigt, und dies wahrscheinlich darum, weil sich das heute halt so gehört und als Norm gelten mag, sonst aber sind sieben von zehn Formen generische Formen. Neutrale Formen [z.B. Angestellte, Studierende, Anm. d. Verf.] machen knapp 19 Prozent des gesamten Textes aus, ob sie allerdings bewusst als Alternative zu generischen Formen eingesetzt werden, ist anzuzweifeln. Schweiz Aktuell als einzige Sendung, welche Schweizerdeutsch moderiert wird, zeigt den höchsten Anteil Doppelformen im Text ohne Begrüssung und Verabschiedung, in bezug auf die neutralen Formen weist Schweiz Aktuell einen zweimal höheren prozentualen Anteil auf als Tagesschau/Meteo und 10vor10. Die letzte Sendung vermag ihrem Anspruch auf eine zeitgemässe Präsentation nicht nachzukommen und hat deutlich am wenigsten Doppelformen. (SCHÜRMAN 1993)

Der schriftliche Text im Fernsehen (Inserts) ist – obwohl hier besonders auf Kürze geachtet werden muss, so dass sich generische Maskulina auch für Frauen rechtfertigen liessen – deutlich "moderner". Eine kleine Stichprobe (Sept./ Okt. 1995) ergab, dass in Inserts der Nachrichtensendung 10vor10 für Frauen, die im Bild sichtbar sind, konsequent weibliche Funktionsbezeichnungen verwendet werden (Bsp.: *Cheryl Carolus, Stellv. Generalsekretärin ANC; Luzia Zberg, Radrennfahrerin*). Interessant, aber vorläufig nur Einzelfälle, sind folgende Beispiele: Das Lokalfernsehen TeleZüri berichtete – kreativ feminisierend –, dass *Strahlefrau Monika Weber glanzvoll in den Ständerat gewählt* wurde. Auch ist schon vorgekommen, dass ein (männlicher) Moderator das Gross-I durch einen Knacklaut angedeutet hat, und vereinzelt sind Inserts mit Gross-I zu beobachten.

Anders als beim mündlichen Sprachgebrauch im Fernsehen ist es bei öffentlich-rechtlichen und lokalen Radiosendern mittlerweile üblich, dass für die Personenbezeichnung sowohl in Mundart und Standardsprache Doppelformen verwendet werden. Dieser Gebrauch steht den ModeratorInnen nicht völlig frei, sondern ist teilweise durch interne Richtlinien festgelegt.

⁴ Schweiz Aktuell ist eine halbstündige Sendung, die regionale Nachrichten in Dialekt präsentiert. Die Tagesschau (um 19.30 Uhr) ist die wichtigste Nachrichtensendung des Tages. 10vor10 ist eine Nachrichtensendung, die auch längere Berichte ausstrahlt und einen eher unterhaltenderen Stil pflegt.

1.2. Spezialfall Stellenanzeigen

Im Zusammenhang mit Personenbezeichnungen bieten *Stellenanzeigen* interessantes Anschauungsmaterial. Dort wird die Notwendigkeit des Angesprochenseins – falls eine Gleichberechtigung erwünscht ist – für Frauen am offensichtlichsten. Auch folgender Gesichtspunkt ist wichtig: Während im redaktionellen Teil der Zeitungen zeitunginterne Richtlinien gelten, ist im Anzeigenteil ein nicht geregelter, allerdings textsortenspezifischer Sprachgebrauch zu beobachten. Der öffentliche Charakter der Stellenanzeige übt einen gewissen Druck aus, so dass sich fast durchwegs Bemühungen zeigen, beide Geschlechter explizit anzusprechen, obwohl keine entsprechende explizite Norm besteht. Es ist durchaus üblich, dass Kurzformen wie das Gross-I, die Klammerschreibung etc. verwendet werden. Dennoch sind die Lösungen sehr unterschiedlich und zum Teil auch ungeschickt, vor allem wenn es darum geht, im ganzen Anzeigentext konsequent zu sein, wie folgendes Beispiel illustriert:

Zur Ergänzung der Gruppe "Accounting and Controlling" in der Konzernleitung suchen wir Sie als BuchhalterIn. Sie möchten die ganze Buchhaltung für eine unsere Mangement-Gesellschaften, die rund dreissig Mitarbeiterinnen zählt, führen. (...) Wenn Ihnen zudem auch "English" kein Fremdwort ist und Sie sich in dieser Sprache leicht in Wort und Schrift verständigen können, dann sind Sie unser idealer KandidatIn. (Tages-Anzeiger, 28.11.95)

Zwar wird am Anfang die geschlechtsneutrale Form "BuchhalterIn" verwendet, wobei gleichzeitig mit der direkten Anrede "Sie" Pronominalisierungsprobleme vermieden werden. Am Schluss zeigt sich jedoch, dass nicht der ganze Text überarbeitet wurde, sondern nur im letzten Teil "Kandidat" durch "KandidatIn" ersetzt. (Bei den "Mitarbeiterinnen" scheint es sich ausschliesslich um Frauen zu handeln.) Aus diesem Grund wird in diesbezüglichen Formulierungshilfen auch stets darauf hingewiesen, dass vom Ersetzen von einzelnen Wörtern (Personenbezeichnungen) abzuraten sei und, um Inkonsequenzen zu vermeiden, von vornherein der ganze Text geschlechtsneutral verfasst werden sollte.

Eine Studentin formulierte als Fazit ihrer Untersuchung von Stellenanzeigen des Tages-Anzeigers:

Wir müssen aber festhalten, dass es nicht nur ganz verschiedene Möglichkeiten gibt, die formale Gleichstellung in Inseraten anzuwenden, sondern noch mehr Möglichkeiten, sie falsch, zu kompliziert, diskriminierend anzuwenden. Es gibt unbemerkte bis offene Diskriminierungen (eingeklammertes *-in*, männliche Formen nach dem Splitting). (SCHAUB 1995)

Diesen Befund unterstützen folgende Beispiele:

Wir suchen Serviceangestellte und Betriebsassistenten/-in (Tagblatt, 16.10.95)

Wir suchen KadermitarbeiterInnen verschiedenster Führungsebenen und Funktionen: ServicemitarbeiterInnen, Chef de service, Réceptionsangestellte, Hofas sowie Köche und Köchinnen aller Stufen. (Tagblatt, 16.10.95)

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

Wir suchen ab sofort KÖCHE m/w und SERVICEANGESTELLTE m/w (Tagblatt, 16.10.95)

Für das Institut für Nuklearmedizin (...) suchen wir (...) eine/n Fachfrau für med.-techn. Radiologie/ Fachmann für med.-techn. Radiologie 80% (Tages-Anzeiger, 28.11.95)

(...) Für diese Gruppe suchen wir (...) eine/n Sozialpädagogin/Sozialpädagoge (60%) (Tages-Anzeiger, 28.11.95)

Die Formulierungsprobleme können aber auch grundsätzlicher Natur sein. So verunglücken kohärente Feminisierungen, wenn die Phraseologismen ausser acht gelassen werden. Meist schleichen sich auf diesem Weg unbemerkt sexistische Ausdrücke ein.

Im Namen der Stiftung (...) suchen wir den Kontakt zu einer überzeugenden Persönlichkeit als Manager Finanzen mit christlich ethischer Grundhaltung und in der Praxis erprobten organisatorischen Fähigkeiten. (...) Einem Mann von Format, der eine aussergewöhnlich faszinierende, nicht einfache Aufgabe sucht, bietet sich die ideale Möglichkeit zur Tat. (...) Eine Herausforderung für einen Mann mit Substanz! (Tages-Anzeiger, 28.11.95)

Dieses letzte Beispiel zeigt, dass hier nicht bloss redaktionelle Probleme vorliegen. Vielmehr brechen v.a. auf metaphorischer Ebene (bzw. in Phraseologismen⁵, *Mann mit Substanz*) stereotype Rollenverteilungen durch, die durchaus bestehende gute Absichten (*Persönlichkeit*) zunichte machen. Ebenso sind mit den auf den ersten Blick geschlechtsneutralen Formulierungen *Kinder* und *Jugendliche* in folgendem Ausschnitt aus einem längeren Artikel über "Woodstock 94" dann doch 'männliche Jugendliche' (*schlafen mit der Freundin*) gemeint. Solche Lapsus verraten die Grundsätzlichkeit des Problems: wenn bloss an der Oberfläche korrigiert wird, verheddert man sich.

Die Opposition gegen diesen Krieg schweisste die Jugendlichen erst richtig zusammen und gab ihrem friedlichen Zusammensein vor dem Hintergrund eines von Rassenkrawallen und Vietnam-Demonstrationen aufgewühlten Landes eine politische Dimension, welche der 94er Ausgabe entschieden fehlte. Hier war nichts zu spüren von einem gesellschaftlichen Gegenentwurf, einer gesellschaftlichen Utopie, so unrealistisch diese auch sein mochte. Woodstock 94 war nichts anderes als ein pubertärer Ausbruch von weissen Mittelklasse-Kindern aus dem Normensystem der Eltern. Sie rauchten Dope, wühlten im Schlamm, bestaunten einige Nackte, schliefen mit der Freundin im Zelt, jubelten den Bands zu und erlebten ein Wochenende, das ihnen nach Ferienende im College eine interessierte und bewundernde Zuhörerschaft garantiert. (Weltwoche, 18.8.1994)

⁵ Obwohl gerade die Werbung vorführt, wie kreativ der Umgang mit Phraseologismen sein kann (vgl. BURGER, 1991), ergeben sich oft Schwierigkeiten, wenn auf phraseologisches Material zugegriffen wird: *Ein Mann, ein Wort; alle Mann an Bord; ein Mann von Welt; staatsmännisches Vorgehen; mit Mann und Maus*; etc.

Vor sozusagen unlösbare Probleme stellt uns der im folgenden Beispiel angesprochene Sachverhalt. Das Beispiel zeigt, wie Männlein und Weiblein durcheinandergeraten können: Wenn über Kondome gesprochen wird, sind Männer mit Sicherheit gemeint. Doch wer benützt Kondome beim Geschlechtsverkehr? Die Männer – einverstanden – stützen sie sich über – doch inwiefern "benützen" Frauen Kondome? Im folgenden Text wechseln sich geschlechtsneutrale Bezeichnungen mit "generischen" und "spezifischen" Maskulina ab. Wer sich überlegt, wann Frauen mitgemeint sein könnten, wird ganz konfus.

Kondomzwang

(ap) Kopenhagen. – HIV-Infizierte müssen in Dänemark künftig beim Geschlechtsverkehr ein Kondom benützen oder den Partner über die Infektion informieren, wenn sie sich nicht strafbar machen wollen. Ein entsprechendes Gesetz, das Mitte Juni in Kraft tritt, beschloss das Parlament in Kopenhagen mit einer Mehrheit von 126 zu 12 Stimmen. Verstöße können mit bis zu vier Jahren Gefängnis bestraft werden. Der Entscheid löste im Lande eine Diskussion aus, wie sich das neue Gesetz auf die Situation der Aidskranken auswirken könnte. (Tages-Anzeiger, 30.5.94)

2. Debatte in den Medien oder: "Frau Stäubli sollte sich ernsthafter mit der "Gleichbehandlung" auseinandersetzen"⁶

Allgemeine sprachkritische oder sprachpflegerische Diskussionen finden in den Schweizer Medien⁷ unregelmässig, ja eher sporadisch statt. Es existieren kaum spezifische Rubriken für eine Zeitungstextsorte "Sprachkritik". (Die klassische Sprachglosse schliessen wir hier aus, da sie einen sehr eingeschränkten Blickwinkel hat.) Da und dort erscheinen Artikel – meist aus aktuellem Anlass und meist Rügen – z.B. zur Sprache der FernsehmoderatorInnen⁸ oder zur Frage, ob die zunehmenden Anglizismen in der Werbung der deutschen Sprache bekommen würden. Sprachpflegerische Einzelpublikationen entstehen auf privater und laienhafter Basis: (jugendsprachliche) Slangwörterbücher für das Zürichdeutsche, kleine Wörterbücher für Dialektwortschatz und Familiennamen des Kantons Zürich; auch diese

⁶ Leserbrief auf einen Leserbrief: Gott sei Dank ist Herr Estermann [Stadtpräsident von Zürich] intelligenter als Leserbriefschreiberin G. Stäubli, die sich empört, dass Frauen neu in der städtischen Amtssprache erwähnt werden müssen. Frau Stäubli sollte sich ernsthafter mit der "Gleichbehandlung" - wie sie schreibt - auseinandersetzen und nicht nur alles nachplappern, was sie bei Menschen ähnlichen Niveaus aufgeschnappt hat! (Tagblatt der Stadt Zürich, 26.2.94, 13).

⁷ Wir beschränken uns hier auf die Printmedien. In den elektronischen Medien – auch hier sind grössere Studien notwendig – ist die Diskussion an spezifische Sendegefässe gebunden. Dies sind einerseits kulturelle Magazine oder Frauensendungen – wenn in den Nachrichtenbeiträgen davon die Rede ist, steht die Thematik in einem sachlichen (tagesaktuellen) Zusammenhang (Erlasse von Reglementen zur sprachlichen Gleichbehandlung, Frauenkongresse, Jubiläen von Erlassen oder justiziable Übergriffe auf Frauen). Organe von sprachpflegerischen Vereinigungen (wie beispielsweise der "Sprachspiegel" des Vereins für Hochsprache in der Schweiz) sind hier natürlich ausgeschlossen.

⁸ Dabei geht es meist um die Problematik des Schweizerhochdeutschen: wie deutsch bzw. wie schweizerisch soll die Aussprache der FernsehmoderatorInnen sein?

Publikationen werden jeweils in den Medien vorgestellt. Einzig das Thema "Sexismus in der Sprache" erscheint in den Schweizer Medien seit geraumer Zeit (Mitte 80er Jahre) und unabhängig von der politischen Einstellung der Redaktion mit einer gewissen Regelmässigkeit. Der Thematik ist kein bestimmter Platz zugewiesen, vielmehr finden sich Auseinandersetzungen mit sexistischer Sprache durch die ganze Bandbreite von Medientextsorten – in Hinweisen auf Publikationen, in Berichten über Vorträge, feuilletonistischen Abhandlungen, in Glossen und LeserInnenbriefen, um bloss einige zu nennen. Auch steht die Frage nach sexistischer Sprache nicht notwendigerweise in einem sprachlich-linguistischen Zusammenhang im engeren Sinne.

2.1. Zu den Personen- und Funktionsbezeichnungen

Die Diskussion über geschlechtergerechte Sprache in den Schweizer Medien kreist meist um die Problematik der Verwendung von geschlechtergerechten *Personen- und Funktionsbezeichnungen*. Dabei müssen zwei (unterschiedlich häufige) Typen auseinandergehalten werden: die – deutlich häufigere – Diskussion um die Art der Umsetzung von generischen Formen einerseits und die grundsätzliche Diskussion um die Legitimation feministischer Sprachkritik andererseits.

2.1.1. Diskussion der Art der Umsetzung von generischen Formen

Bei weitem am häufigsten finden sich Berichte, Glossen, Darstellungen, Rezensionen⁹, LeserInnenbriefe etc., die sich mit der Umsetzung der geschlechtergerechten Bezeichnungen befassen. In diesen Texten ist selten die Rede davon, ob feministische Sprachkritik überhaupt legitim sei. Vielmehr geht man davon aus, dass zeitgenössische, moderne Sprache nur eine geschlechtergerechte Sprache sein kann. Die Frage verschiebt sich auf eine Diskussion des Wie, der konkreten Durchführung und Handhabung, wie der folgende Ausschnitt zeigt:

Sprechen ist eine der vielen Formen gesellschaftlichen Handelns. Wir Frauen bekommen das oft zu spüren – nach wie vor werden wir unter anderem in der Sprache (und das heisst automatisch auch: im Denken) benachteiligt. Langsam, sehr langsam mehren sich die Silberstreifen am Horizont, wird das Problem weiteren Kreisen bewusst.

(...) Ein Mangel an Wandlungswillen und –fähigkeit muss bedauerlicherweise immer noch vielen Frauen bescheinigt werden; ich wünsche allen Damen, die meinen, diesen Dingen ihre Aufmerksamkeit versagen zu können, dass sie nicht plötzlich aus rosa Wolken fallen.

Jenen Herren, die das alles am liebsten unter dem Stichwort "Mumpitz" ad acta legen würden oder die uns gern schulterklopfend-gönnerrhaft und scheinbar grosszügig glauben machen wollen, wir seien doch stets "mitgemeint", lege ich einen Vorschlag aus dem Brief der Leserin Liselotte Meier, Zollikon, den der Zürcher "Tages-Anzeiger" jüngst publizierte, ans Herz, oder vielleicht besser ins Hirn: "Nachdem nun jahrhundertlang die Frauen in der maskulinen Form

⁹ Dabei handelt es sich meist um Besprechungen von Richtlinien, Leitfäden oder Ratsbeschlüssen zum nichtsexistischen Sprachgebrauch.

... miteingeschlossen waren, einigen wir uns doch für die nächsten paar hundert Jahre darauf, dass in der femininen Form auch die Männer miteingeschlossen sind. In der Form 'Kroatinnen' oder 'Autofahrerinnen' wären dann automatisch auch die Männer mitvertreten." (Karin Hetzar, *Oltnar Tagblatt*, 8.9.92, 13)

Was die Autorin im obigen Text mit dem Stichwort "Mumpitz" anspricht, d.h. das Lächerlichmachen von geschlechtergerechter Sprache möchten wir hier nicht weiter belegen, sondern auf grundsätzliche Beiträge eingehen.

Die Wochenzeitung beispielsweise publiziert kaum explizite Stellungnahmen, sondern tut ihre Meinung dadurch kund, dass sie sich für "Details" wie die Geschichte der Gross-I-Schreibung interessiert:

Wie ein Bazillus trat es auf, zuerst fast unbemerkt, in homöopathischen Dosen, dann immer sichtbarer; heute kann man schon fast von einer Epidemie reden. In einigen Risikogruppen spricht es besonders gut an, aber immer öfter taucht es auch in unvermuteten Organen auf: Ob innert nützlicher Frist ein Gegengift entdeckt wird, ist ungewiss. Die Rede ist vom versalen I im Wortinnern, jenem optischen Signal dafür, dass "Frauen sich nicht mehr damit zufrieden geben, mitgemeint und mitverstanden, aber nicht mitgenannt zu werden, wenn zusammen mit den Herren der Schöpfung auch von ihnen die Rede ist". Die unseres Wissens erste spezifisch linguistische Untersuchung [gemeint ist diejenige von LUDWIG 1989, Anm. d. Verf.] erteilt nun sozusagen den Segen der Germanistik zu einem Phänomen, das innert weniger Jahre stärker in die deutsche Schriftsprache eingedrungen ist als das Resultat so mancher Rechtsschreibekonferenz. (...)

Diese Hinweise (auf Schwierigkeiten, Anm. d. Verf.) zeigen, dass es sich beim "I" oder auch "R" (in "jedeR") um eine vorläufige Lösung handeln muss, die sich allerdings soweit verbreitet hat, dass man/frau, inkl. Sprachwissenschaft, sie nicht mehr ignorieren kann. Gerade weil sie "von unten" kam und, so Ludwig, "von dem Spass getragen, etwas im Grunde Abwegiges auf den Weg gebracht zu haben". (JÜRIG FISCHER, "I" abgeseget, *WoZ*, 30.3.90, 19)

Die stets aufflackernde Fehde zwischen der "linken" *WoZ* und der "bürgerlichen" *NZZ* wird auch auf diesem Terrain ausgetragen. Im folgenden Artikel amüsiert sich die *WoZ* über die Tatsache, dass sich in der *NZZ* ein grosses I eingeschlichen hat.

Spitzfindige. "In ihren Texten verwendet die frühere Deutschlehrerin opportunistisch das feministische 'grosse I', wusste die *NZZ* über die zürcherische SP-Regierungsratskandidatin Vreni Müller-Hemmi zu berichten. Was insinuiert uns das? Etwa, das Frau Müller-Hemmi nicht mehr Deutschlehrerin ist, weil sie opportunistisch ist? Oder dass sie als ehemalige Deutschlehrerin das "grosse I" nur opportunistisch verwenden kann, weil sie ja wissen muss, dass es nix deutsch ist? Wer weiss. Ganz bestimmt ist es nicht opportunistisch, sondern nachlässig von der Korrekturabteilung, wenn das "grosse I" einmal im redaktionellen Teil der *NZZ* stehenbleibt, so wie es vor einigen Monaten geschah – hört, hört –, und zwar ausgerechnet im Wort "StudentInnen". (*WoZ*, 10.3.95)

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

Im folgenden Bericht wird in der ZüriWoche, einem eher konservativen Gratisanzeiger, über ein neu eröffnetes Schreibbüro berichtet. Im Mittelpunkt stehen die Beschwerden der Umsetzung der "modernen, geschlechtergerechten Sprache".

Damit die Kundin wirklich Königin ist. Gesellschaftsstrukturen verändern sich und mit ihnen wandelt sich auch der Sprachgebrauch. (...), die Agentur für sprachliche Gleichstellung "übersetzt" Prospekte, Briefe und Geschäftsunterlagen in eine moderne, geschlechtergerechte Sprache. (...) Um Frauen nicht zu ignorieren, sondern ihnen sprachliche Präsenz zu verleihen, gilt es einige Regeln zu beachten, sonst entstehen unleserliche Texte (...). (...) Sprachliche Gleichstellung ist kein Modegag oder schnellebiger Trend, dies zeigt schon die Tatsache, dass immer mehr Frauen Briefe und Formulare korrigiert an Firmen und Ämter zurückschicken. Sie wollen als vollwertige Kundinnen, Mieterinnen, Steuerzahlerinnen angesprochen werden. (MARLISE SANTIAGO: Damit die Kundin wirklich Königin ist, ZüriWoche, 19.10.95, 29)

Auch öffentliche Bestrebungen für eine sprachliche Gleichbehandlung, z.B. die Bekanntmachung der verwaltungsinternen kommunalen Richtlinien der Stadt Zürich, geben Anlass zu Vergleichen mit der Sprach-Situation in den Nachbarländern und den Vereinigten Staaten. Das Interesse liegt hier in einer Beurteilung der Umsetzbarkeit der Richtlinien und in der Einschätzung der sprachpolitischen Situierung der Schweiz.

In Frankreich oder Italien ist die Entwicklung noch weniger weit; dort wird die sprachliche Gleichstellung noch mehr als Äusserlichkeit abgetan, wie übrigens auch im Gebiet der ehemaligen DDR, wo es für Frauen selbstverständlich ist zu sagen "ich bin Ingenieur" oder "ich bin Maurer". Hingegen ist in den USA das Bewusstsein gross, obwohl gerade die englische Sprache weniger geschlechtsspezifische Formen hat als die deutsche. (SUSANNE ANDEREGG: Die Stadt gibt Frauen eine Sprache, Tagblatt der Stadt Zürich. 12.2.94)

Zwar fassungslos, jedoch nicht mit einer ablehnenden Haltung gegenüber feministischer Sprachkritik berichtet die Neue Zürcher Zeitung über die (inzwischen legendäre) Wädenswiler Gemeindeversammlung (vgl. unten), bei welcher die Legislative beschloss, die kommunale Verfassung in generischem Femininum zu halten. Der Bericht empört sich eher über die Art und Weise des Zustandekommens der Entscheidung als über die Entscheidung selber.

Weibliche Vorherrschaft in Wädenswil

Gemeindeordnung mit ausschliesslich femininen Sprachformen

Das Parlament von Wädenswil hat den immer wieder neu entfachten Streit um die Verwendung von weiblichen und/oder männlichen Sprachformen für Personenbezeichnungen auf eine Art und Weise entschieden, die ihresgleichen sucht. Im Zusammenhang mit dem Erlass einer neuen Gemeindeordnung hat der Gemeinderat am Montag abend nämlich beschlossen, im laufenden Text der neuen kommunalen Verfassung für Personen-, Funktions- und Rollenbezeichnungen ausschliesslich die feminine Sprachform zu verwenden und in einer Präambel darauf hinzuweisen, dass auch Männer gemeint und angesprochen seien.

Spontaner Antrag der SP

Wädenswil ist gesamtschweizerisch die erste Gemeinde, die sich für eine Variante mit Präambel in dieser Form entschieden hat. Diskutiert werden zumeist Lösungen, die von der Verwendung von ausschliesslich männlichen Personenbezeichnungen ausgehen und die Frauen lediglich in der Präambel erwähnen, oder aber Lösungen, die die Verwendung von Paarformen stipulieren. Mit seinem Entscheid folgte das Wädenswiler Parlament einem spontanen Antrag der Sozialdemokratin Julia Gerber Rüegg, die unter anderem darauf hinwies, dass in der weiblichen Sprachform die männliche Bezeichnung bereits enthalten sei.

Der Antrag wurde mit grossem Mehr gutgeheissen; Anhängerinnen – die Männer sind, wie wir nunmehr wissen, selbstverständlich ebenfalls gemeint – fand die neue Sprachregelung in allen Parteien, Unterstützung wurde dem Anliegen aber vor allem in der FDP zuteil. Ihr gleichlautender Vorschlag war in der vorberatenden Spezialkommission von anderen Kommissionsmitgliedern zu jenem Zeitpunkt noch als Jux aufgefasst und auch nicht weiter verfolgt und beispielsweise zu einem Kommissionsantrag ausgearbeitet worden. Für die Annahme stimmten in der Parlamentssitzung auch Mitglieder von Parteien wie der SVP und der AP, die sich meist eher konservativen Werten verpflichtet fühlen.

Während der (...) Sitzung (...) wurden indes auch materielle Anliegen zur Sprache gebracht.

(KATHRIN RÖTHLISBERGER: Weibliche Vorherrschaft in Wädenswil, NZZ, 9.6.93, Nr. 130, 49)

Interessant ist bei obigem Bericht, dass sprachliche mit politischer Progressivität gleichgesetzt wird, und es erstaunt, dass die in dieser Zeitung erwartbare Kritik nicht deutlicher formuliert ist.

2.1.2. Diskussion um die Legitimation feministischer Sprachkritik

Die Diskussion darüber, ob feministische Sprachkritik gerechtfertigt sei oder nicht, wird in der Schweizer Presse selten geführt. Ist dies jedoch der Fall, sind ganzseitige Artikel die Regel, und Fachleute aus dem In- und Ausland führen die Diskussion. Der Grad der Differenziertheit in der Argumentation korreliert mit dem Niveau der Zeitung. Dabei fällt auf, dass für diese Erörterung zwar renommierte Linguisten angefragt werden, jedoch selten LinguistInnen, die – ob in universitärem Rahmen oder ausseruniversitär – als Fachleute im engeren Sinn¹⁰ bezeichnet werden könnten.

Die Neue Zürcher Zeitung z.B. veröffentlichte eine differenzierende Darstellung von Ernst LEISI, Professor emeritus der Universität Zürich für Anglistik:

¹⁰ Hier denken wir beispielsweise an LinguistInnen, die in Fachzeitschriften über sprachliche Sexismen publizieren. Darüber hinaus könnte man das Fehlen von Texten von Fachleuten im engeren Sinn dahingehend interpretieren, dass die Redaktionen eine gewisse Skepsis gegenüber ihrer Objektivität hegen. Für interne Weiterbildung in Sachen geschlechtergerechte Sprache werden jedoch immer wieder feministische Linguistinnen engagiert.

Wie das Englische den Sexismus abwarf

Englische und amerikanische Feministinnen wären mit diesem Titel nicht einverstanden; sie sind der Meinung, die englische Sprache sei auch heute noch sexistisch – sie bevorzuge noch immer die Männer –, und es sei an ihr noch viel zu reformieren. Wenn wir allerdings mit dem Deutschen vergleichen, so können wir festhalten, dass das Englische weniger sexistisch ist, mindestens in einem wichtigen Punkt. Beim Englischen nämlich sind viele Personenbezeichnungen, vor allem Berufsnamen und Nationalitätennamen, nicht an ein bestimmtes Geschlecht gebunden: "professor" heisst bekanntlich "Professor" und "Professorin", "author" heisst "Verfasser" und "Verfasserin", "German" heisst "Deutscher" und "Deutsche" und so fort. Damit hat das Englische ein Problem gelöst, das im Deutschen noch immer zu lebhaften Kontroversen Anlass gibt.

(...) Es ist wahrscheinlich, dass die Abschaffung des grammatischen Geschlechts mitverantwortlich war für den englischen Vorsprung in der Frauenemanzipation. Umgekehrt zeigt heute die Emanzipation ihrerseits Rückwirkungen auf die Sprache. Mindestens drei "antisexistische" Forderungen sind in den letzten zwei Jahrzehnten gestellt und zum guten Teil erfüllt worden. Erstens der Ersatz des Wortteils "-man" durch das neutrale "-person" in Zusammensetzungen (...) Zweitens: der Gebrauch des Doppelpronomens "he/she" nach zweigeschlechtigen Wörtern wie "child" – wo man früher nur mit "he" weiterfuhr – oder alternativ die Verwendung des Plurals, z.B. "children", der einem erlaubt, mit dem unbelasteten Pronomen "they" weiterzufahren. Die dritte Forderung ist – im "Sex Discrimination Act" von 1975 – sogar zum Gesetz erhoben worden: Bei Stellenanzeigen ist es heute verboten, Wörter zu gebrauchen, die eindeutig auf das eine oder andere Geschlecht hinweisen (...). Diese Vorschrift ist im britischen Leben, milde gesagt, eine Kuriosität, sind doch sonst durch Jahrhunderte alle Versuche, auf politischem Wege Sprachregelung zu betreiben, gescheitert.

Lassen sich aus all diesen Dingen Schlüsse in bezug auf das Deutsche ziehen? Wahrscheinlich die folgenden:

Ein völliger Zusammenbruch des grammatischen Geschlechts wie im Englischen ist im Deutschen nicht zu erwarten, denn unsere Sprache ist heute – im Gegensatz zum Englischen von 1200 – fest normiert, und die "fremden Völker", welche mit der deutschen Grammatik Mühe haben, sind zwar da, aber nicht so zahlreich, dass sie unsere Sprache radikal vereinfachen könnten.

Es wird auch bei uns noch bekannter werden, dass und warum die Frauen der angelsächsischen Welt den neutralen Formen (z.B. "author") gegenüber den geschlechtsspezifischen Formen (z.B. "authoress") den Vorzug geben.

Deshalb wird man sich im Deutschen nach einigem Hin und Her wahrscheinlich auch entschliessen, von der beständigen Markierung der Weiblichkeit abzusehen. Das andauernde Setzen von "-in", Bruchstrich, eingeklammerten Buchstaben und Wortteilen ist der normalen Sprache nicht gemäss, und das Sprachvolk als ganzes wird sich vermutlich weigern, dabei auf die Dauer mitzumachen.

Eine allgemeine Umgangssprache lässt sich nicht oktroyieren; nur die Amtssprache kann durch Gesetze und Erlasse geregelt werden. Und was die Amtssprache betrifft, sollte alles getan werden, dass sie so nahe wie möglich an der gewöhnlichen Sprache bleibt und nicht zu einem eingegesenztlichen künstlichen Gebilde wird.

Wir müssen im Deutschen für die nächsten paar Jahrhunderte weiterhin mit dem grammatischen Geschlecht auskommen. Dieses sollte aber nicht zu wichtig genommen werden, denn es

hat mit dem wirklichen Geschlecht nur wenig zu tun. "Der Baum" ist kein Mann und "die Schildwache" keine Frau. Darum wird auch eine Frau nicht zum Mann gemacht, und es geschieht ihr auch kein Unrecht, wenn sie als "Arzt", "Stadtrat", "Präsident" bezeichnet wird. Um deutlich zu machen, dass sich solche Wörter auf beide Geschlechter beziehen, kann man – bis sich jedermann daran gewöhnt hat – am Eingang von Gesetzen und Verordnungen einen erklärenden Vorspann setzen – so wie es etwa die Universität Zürich bei einigen ihrer neuen Reglemente getan hat.

Nicht zu vergessen ist schliesslich die zweite Forderung der Engländerinnen: den Plural nehmen. Statt: "Der Kandidat hat... Er darf...", kann man ohne Mühe schreiben: "Die Kandidaten haben... Sie dürfen...", und der Sexismus ist wenn nicht verschwunden, so doch stark reduziert. (ERNST LEISI, Wie das Englische den Sexismus abwarf, NZZ, Feuilleton, 18.7.91, 19)

Ebenfalls in der Neuen Zürcher Zeitung wird sprachlicher Sexismus von Elfriede HUBER-ABRAHAMOWICZ¹¹ in einem philosophischen Zusammenhang dargestellt:

Sprache und Geschlecht

Die Ungleichheit der Geschlechter in unserer Gesellschaft, die nach wie vor ungebrochene Dominanz des Männlichen, lässt sich wohl an nichts deutlicher zeigen als an der Sprache. Nirgends begegnen wir einem so hartnäckigen Widerstand gegen jede Bewusstmachung wie gerade bei der Sprache – und zwar Widerstand von Männern wie von Frauen. Schon das muss aufhorchen lassen. Die Sprachstruktur verhält sich zu unseren vielfach vernebelten Ordnungen wie eine genaue Karte zur Landschaft, die auf ihr (ohne Nebel) eingezeichnet ist. Das ist nur ein Bild; in Wahrheit ist die Entsprechung noch genauer. (...)

Sprache – so können wir immer wieder hören, ohne Widerspruch von denen, die es besser wissen – sei doch etwas rein Formales. Wer wollte da so kleinlich sein! Wir haben wahrhaft Wichtigeres zu tun – zum Beispiel zu bewirken, dass der Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit bei Frau und Mann endlich Folge geleistet wird. Die so sprechen, kommen nicht auf den Gedanken, dass das seltsame Schicksal, das Frauen immer wieder faktisch scheitern lässt – selbst dort, wo sie dem Buchstaben nach Gleichstellung erreicht haben –, nicht nur etwas mit dem zu tun haben könnte, was sich in der Sprache zeigt, sondern zugleich, indem wir sie sprechen, von der Sprache bewirkt wird.(...)

Die grammatische Frauenvaporisierung findet ihre Ergänzung im rechtlichen Bereich, etwa beim Namensrecht. Eine Familie, die keine männlichen Nachkommen hat, galt und gilt meist noch heute als ausgestorben. Und wie, wenn wir eine Schulkollegin, bei der wir uns nur an den Mädchennamen erinnern, im Telefonbuch suchen? (...)

In der Sprache kommt menschliches Leben als Ganzes zum Ausdruck, freilich auf eine stets nur zum Teil bewusste Weise. Daher entwickelt und verändert sich die Sprache mit dem Leben, so jedoch, dass dieses sich nicht nur in ihr spiegelt, sondern von ihr auch mitgestaltet wird. Veränderungen des Lebens und Wandel der Sprache greifen ineinander und treiben sich wechselseitig hervor. Wer Lebenszusammenhänge verändern möchte, kann und muss daher auch bei der Sprache ansetzen.

Was nun den "Sexismus" der Sprache zum Nachteil des Weiblichen betrifft, so gibt er, ins Bewusstsein gehoben, den Anstoss, durch den sprachlichen Ausdruck und dessen Veränderung

¹¹ Sie gründete 1988 den "Verein Sprachfrauen".

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

hindurch gegen die Unterdrückung des weiblichen Lebens selber anzugehen. Zahlreich sind heute die Bestrebungen, die mehr oder weniger punktuell in diese Richtung zielen, und manches davon hat sich auch schon durchgesetzt. So werden heute schon Frauen in der Anrede oft ausdrücklich angesprochen, in den weiteren Ausführungen dann aber wieder vergessen. Dahinter steht meist ein Mangel an Bewusstheit, vor allem auch der grösseren Zusammenhänge, gepaart mit Trägheit – eine frauengemässe Sprache ist schliesslich zunächst "Fremdsprache" für beide Geschlechter. Wirkliche sprachliche Veränderung setzt Bewusstheit, Mut und geistige Beweglichkeit voraus: eine Herausforderung, die leider so leicht nicht angenommen wird. (ELFRIEDE HUBER-ABRAHAMOWICZ, Sprache und Geschlecht, NZZ, 5./6.10.91, 26)

In den beiden vorhergehenden Beiträgen wird differenziert argumentiert. Im folgenden möchten wir noch aus einer Stellungnahme mit eher stereotyper Argumentation gegen die feministische Sprachkritik zitieren.¹² Dieser Artikel wurde in verschiedenen kleinstädtischen oder ländlichen Tageszeitungen publiziert.

Zwischen Sprachzerstörung und Gleichberechtigung

Zahlreiche Autoren von Sachtexten, Gesetzgeber, Redaktoren und Werbetexter haben sich angewöhnt, menschliche Funktionsträger stets doppelt zu erwähnen (...). In diesen Sprachgebräuchen widerspiegelt sich einerseits die konziliante Haltung der Schreiber gegenüber der Gleichstellungsanliegen der Frauen; andererseits aber wird dadurch so schwerwiegend in die Sprache eingegriffen, dass die Lektüre nicht bloss ermüdend wirkt, sondern das laute Lesen teilweise sogar unmöglich wird und der Inhalt kaum mehr verständlich ist. (...)

Tatsächlich beruht die Forderung nach einer konsequenten Doppelnennung menschlicher Funktionsträger auf einem fundamentalen sprachwissenschaftlichen Irrtum. Die Fehlüberlegung besteht in der Gleichsetzung von biologischer Geschlechtlichkeit und grammatikalischem Genus. (...)

Die Folgen der neuen Sprachgebräuche sind schwerwiegend: Durch die gewohnheitsmässige Doppelnennung menschlicher Funktionsträger (...) geht nämlich die übergeschlechtliche Bedeutung des maskulinen Genus allmählich verloren, und dann wird alles Maskuline als real männlich und alles Feminine als real weiblich empfunden. (...)

Die hier kritisierte Sprachreform hat aber nicht bloss direkt sichtbare Konsequenzen wie etwa die erwähnten stereotypen Wiederholungen oder die nicht aussprechbaren Kunstformen wie AHV-Bezüger/innen oder A(Ä)rzt(e)Innen. Die eingangs erwähnte und bedauerte Abschaffung das [sic!] allgemeinen, nicht unter geschlechtlichen Aspekt ins Auge gefassten Menschen zeigt sich – zum Beispiel in pädagogischen Fachzeitschriften – auch noch in einer immer abstrakter werdenden Sprache, und zwar ganz einfach darum, weil natürlich auch die heutigen angepassten Schreiber merken, dass die dauernden Wiederholungen mühsam zu lesen sind, und sie sich deshalb behelfen, menschliche Funktionsträger (Lehrer, Schüler usw.) einfach nicht mehr zu erwähnen. (Arthur Brühlmeier: Zwischen Sprachzerstörung und Gleichberechtigung, Landbote, Tagblatt von Winterthur und Umgebung, 31.12.94, 25)

¹² Eine Übersicht und Analyse "of classic arguments against changing sexist language" bietet BLAUBERGS (1980).

Die Weltwoche hingegen druckt einen Text des damaligen Chefredaktors der Dudenredaktion, Günther DROSDOWSKI, ab. Dies ist wohl die bei weitem prononcierteste Stellungnahme; er vergleicht feministische Sprachkritik mit der Sprachpolitik im Nazideutschland und in der DDR.

Ist das Deutsche in erster Linie eine Männersprache?

Wird sich vielleicht die Frauensprache als eine Modeerscheinung, als eine leicht verderbliche Ware wie die Jugendsprache oder die Sprache der Spontis erweisen, die ja auch provozierend oder spielerisch an die Sprache herangingen, nach alternativen Sprachformen Ausschau hielten und Sprachmuster aufzubrechen suchten? Wird uns vielleicht in einigen Jahren das grosse I in "SchülerIn", kleingeschriebenes "frau", geschlechtsneutrales "das Student" oder anderes bereits zum Halse heraus hängen? Ich möchte hier keine Prognosen wagen, sondern lediglich ein paar Anmerkungen zum feministischen Sprachgebrauch machen. (...)

Die Richtlinien [zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs, Anm. d. Verf.] sollen dafür sorgen, dass Frauen nicht nur mitgemeint, sondern ausdrücklich genannt werden; in ihrem Kern zielen sie darauf ab, dem maskulinen Genus, das sich in der deutschen Sprache als Genus commune herausgebildet hat, das also verwendet werde, wenn das natürliche Geschlecht unwichtig ist oder männliche und weibliche Personen gleichermaßen gemeint sind, diese Funktion zu nehmen.

Wenn man auf etwa 15 Jahre feministischer Sprachpolitik zurückblickt, dann stellt man aber auch fest, dass die Listen mit den Forderungen nicht geschrumpft, sondern umfangreicher geworden sind, dass vieles, was ursprünglich spielerisch oder provokativ gemeint war, jetzt mit der Brechstange ohne Kenntnis der Sprache oder ohne Gefühl für die Sprache durchzusetzen versucht wird oder dass Sprache missbraucht wird, in der Absicht, wie es Luise F. Pusch einmal formuliert hat. "Sprachpolitik leistet ähnliches wie spektakuläre feministische Aktionen; sie sichert uns einen hohen Aufmerksamkeitswert." (...)

Zur feministischen Sprachpolitik generell möchte ich sagen, dass ich ihr wie jeder Manipulation der Sprache und der Manipulation durch Sprache skeptisch gegenüberstehe – auch wenn sie sich als "demokratische Sprachpolitik" oder als "Sprachpolitik von unten" ausgibt. (...)

Als man im Dritten Reich über die Gründung eines Reichssprachenamtes nachdachte, da kam unter anderem die Forderung auf den Tisch, das Adjektiv "tapfer" nur noch in Verbindung mit "deutscher Soldat" zu verwenden. Um die gesellschaftlichen Zustände in der DDR zu verändern, um die Bildung und Festigung eines sozialistischen Bewusstseins zu erzielen, hat die SED über Jahrzehnte hinweg intensiv Sprachpolitik betrieben, Wörter totgeschwiegen und ausgemerzt, andere Wörter im Sinne der Partei in der Bedeutung konturiert. (...)

Um allen Missverständnissen vorzubeugen: Ich habe die feministische Sprachpolitik hier in die Sprachpolitik allgemein eingebettet, um davor zu warnen, Sprachpolitik unreflektiert zu betreiben und zudem zu hohe Erwartungen in sie zu setzen. Wir können nämlich heute bereits ablesen, dass die Erfolge feministischer Sprachpolitik nicht in der Sprache, sondern fast ausschliesslich im Bereich der Sprech- und Schreibkonventionen angesiedelt sind. Es ist sehr naiv anzunehmen, dass man nur die Sprache zu verändern braucht, um das Bewusstsein und die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern. (...)

Bedenken gegen die feministische Sprachpolitik sind auch noch aus anderen Gründen anzumelden. Die rigorose Befolgung der Anweisung, Frauen in der Sprache immer "sichtbar" zu machen oder aber neutrale Ausweichformen zu verwenden, führt meistens zu Regelungen, die

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

einen Graben zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache aufreissen, die das Verständnis von Texten unsäglich erschweren und die ohnehin als bürgerfremd und inhuman geltende Amts- und Verwaltungssprache noch mehr belasten. (Günther Drosdowski: Ist das Deutsche in erster Linie eine Männersprache? Weltwoche, 10.10.1991)

2.2. Diskussion anderer Aspekte von "Sprache und Geschlecht"

Neben den Personenbezeichnungen umfasst die Problematik "Sprache und Geschlecht" viele weitere Gesichtspunkte, die in verschiedenen linguistischen Disziplinen untersucht werden. Über diese, z.B. geschlechtstypisches Gesprächsverhalten, Sexismen in der Werbung, Differenzen im Spracherwerb, wird in den Medien kaum berichtet. Ausnahmen bilden die folgenden Beispiele:

Die Weltwoche publizierte anlässlich der Paperbackausgabe von TANNENS "Du kannst mich einfach nicht verstehen..." einen Artikel zum geschlechtstypischen Sprachverhalten.

Gravierender sind die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, und zwar quer durch alle Schichten. Hier ist man hellhörig geworden. Dass Frauen nicht immer nur mitgemeint sein wollen, hat ein Umdenken in Gang gebracht – und dennoch werden auch heute noch unterschiedliche, typisch "weibliche" und typisch "männliche" Gesprächsrituale von einer Generation zur anderen weitergegeben. Diese sorgen zwar für weniger Protest, wie etwa das grosse I bei den LeserInnen, dafür aber für tiefgreifendere Missverständnisse im täglichen Leben. (DOROTHEA KAHR: Eure Rede sei nicht: Ja, ja! Nein, nein! Weltwoche, 11.5.95)

Ebenso selten gelangen andere, weniger "populäre" sprachliche Diskriminierungsphänomene wie beispielsweise Perspektivierungen, sexistische Metaphorik, Sexismen in der Werbung etc. zur Darstellung. In den wenigen Fällen, wo dies trotzdem geschieht, sind sprachliche Sexismen nicht Hauptakteure der Story, sondern an einen konkreten Anlass gebunden, wie beispielsweise im folgenden Interview zum Tag der offenen Tür eines Gleichstellungsbüros:

Können Sie nach fünfjähriger Tätigkeit klare Erfolge verbuchen? – Wir haben sicher eine Veränderung eingeleitet, wenn auch eine zaghafte. Klare Fortschritte haben wir in Sachen Berufswahl gemacht, wo wir mittels spezifischer Broschüren und in intensivem Kontakt mit der städtischen Berufsberatung Jugendlichen und ihren Eltern die Augen über geschlechtsspezifische Aspekte verschiedener Berufe öffnen können. Auch die Sensibilisierung auf sexistischen Sprachgebrauch hat zugenommen, wir wollen uns nun verstärkt auf sexistische Werbung konzentrieren. (Helene Arnet: Zaghafte Veränderung. Tag der offenen Tür beim städtischen Büro für Gleichstellung, Tagblatt der Stadt Zürich, Ende Oktober 1995. (Interview mit Zita Küng, Leiterin des städtischen Büros für Gleichstellung.))

Durchaus plausibel – und in wissenschaftlichen Veröffentlichungen gut dokumentiert¹³ – ist die Verknüpfung von Sexismen und Medienkritik. Im folgenden Artikel wird eine Kampagne gegen eine Fernsehredaktionschefin kritisiert.

Die Kampagne (...) ist nicht die erste und wird auch nicht die letzte sein, die "Blick" gegen das Schweizer Fernsehen DRS reitet (...). Jetzt erleben wir wieder einmal eine reichorchestrierte Dauerattacke: Jana Caniga, eine Fernsehfrau von eher herbem Charme, jedenfalls keine TV-"Schätzchen", bezieht abwechselnd Prügel und offen beleidigende Ratschläge. (...)

Erstauslich und doch etwas belemmernd [sic!] wirkt dagegen die Tatsache, dass rund vier Jahre vor der Jahrhundert- und Jahrtausendwende frauenfeindliche Sprüche offenbar immer noch als zugkräftig und populär gelten. Konkret wurde Caniga mehrfach die Serie von Beiträgen im Vorfeld der Pekinger Frauenweltkonferenz vorgeworfen; dabei taten sie und ihr Team nur das, was praktisch alle seriösen Medien in diesem Zusammenhang auch getan haben. (PETER MEIER: Frauenfeindliche Sprüche, Tages-Anzeiger, 20.10.95, 73)

Zusammenfassend ist festzuhalten: Das Spektrum der Zeitungen, in welchen sprachliche Sexismen thematisiert werden, ist breit gefächert; es finden sich in unserem Sample sowohl überregionale wie regionale Tageszeitungen, Wochenzeitungen, Publikationen von Berufsverbänden als auch Kulturkalender. Eine Präferenz des Themas mit der ideologische Einordnung zu erklären, gelingt nicht. Sowohl die eher "linken" wie die tendenziell "rechten" Redaktionen finden das Thema interessant. Die Darstellung und damit die Bewertung ist allerdings abhängig von der politischen Ausrichtung der Redaktion. Klare Unterschiede zeigen sich ausserdem in der konkreten *Umsetzung* der sprachlichen Gleichstellung im redaktionellen Teil.¹⁴ Überregionale Zeitungen wie die "Neue Zürcher Zeitung", der "Tages-Anzeiger" und die Wochenzeitung "Weltwoche" sind bei der Umsetzung (beispielsweise bei der Verwendung von Paarformeln) vorsichtig. Sie scheinen eine abwartende Haltung einzunehmen.

3. Institutionalisation

3.1 Institutionalisation in der deutschsprachigen Schweiz

Hier muss unterschieden werden zwischen der historischen Entwicklung hin zu einer Institutionalisation und der Situation, wie sie sich im Moment präsentiert. Am Anfang stand sicherlich die starke Präsenz der FBB (Frauenbefreiungsbewegung), vor allem in Zürich, d.h. der Frauenbewegung, die aus der 68er-Generation hervorging und die sich im Kampf um das Frauenstimmrecht (auf eidgenössischer Ebene seit 1971) mit bürgerlichen Frauenor-

¹³ Veröffentlichungen über die Eignung von Frauen als Nachrichtensprecherinnen. Publikationen zur Einstellung von RezipientInnen zu weiblichen und männlichen Stimmen beispielsweise in Rundfunk- und Fernsehwerbung.

¹⁴ Grössere Untersuchungen fehlen hierzu. Es wäre wünschenswert, einerseits die Häufigkeit des Thematisierens und die inhaltliche Bewertung und andererseits die Art und Weise des Bewertens zu untersuchen.

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

ganisationen verband.¹⁵ Von Bedeutung war ausserdem der persönliche Kontakt einzelner Feministinnen zu den Konstanzer Linguistinnen Luise F. Pusch (vgl. PUSCH 1993) und Senta Trömel-Plötz. Beide kamen seit Anfang 80er Jahre regelmässig zu Vorträgen und (Lehr-)Veranstaltungen in die Schweiz. Entsprechend intensiv wurden ihre Buchpublikationen von politisch interessierten und engagierten Frauen gelesen und diskutiert. Seither wurde die Auseinandersetzung um geschlechtergerechte Sprache von FBB-Frauen in ihre verschiedenen Tätigkeitsbereiche getragen: in die Universität – hier v.a. Geistes- und Sozialwissenschaften –, in die Medien, in die parlamentarische und ausserparlamentarische Politik, in verschiedene Frauenorganisationen und -zeitschriften. Aus diesen Kontakten haben sich weitere, mehr oder weniger kontinuierliche Aktivitäten ergeben, die insgesamt eine grosse Breitenwirkung erreichten, ohne dass man eine einzelne Protagonistin oder eine besonders herausragende Gruppe nennen könnte. Dabei sind folgende spezifisch sprachinteressierte¹⁶ Vereinigungen zu nennen, die in je verschiedenen und sich z.T. überschneidenden Bereichen tätig sind (DUTTWEILER/MEIER/ MÜHLEMANN/ STUTZ 1990):

Schrybyse (Basel)	Engagiert sich vor allem gegen sexistische Werbung mit Protestschreiben und Leserinnenbriefen.
Werkstatt Frauensprache (St. Gallen)	Analysierte schweizerische Lehrmittel auf Sexismen hin und machte die Resultate zugänglich.
Sprachfrauen (Zürich)	Meist individuelle literarische, philosophische und publizistische Tätigkeiten, Gruppendiskussionen.
Netzwerk schreibender Frauen	Gesamtschweizerische Berufsorganisation (deutsch, französisch, italienisch, romanisch) schreibender Frauen aus Literatur, Medien und Wissenschaft, die in ihrem regelmässig erscheinenden Bulletin Diskussionen anregen, Hinweise auf Lesungen und Publikationen von Vereinsfrauen veröffentlichen und darüberhinaus politisch motivierte Veranstaltungen durchführen. Regelmässige Treffen in kleineren Arbeitsgruppen. Veröffentlichte 1988 HÄBERLIN/ SCHMID/WYSS.
BücherFrauen (Zürich)	Aus dem Netzwerk hervorgegangene Gruppe von Buchhändlerinnen und Verlagsfrauen. Organisieren Vorträge, Lesungen und Diskussionen.
Frauengruppe der Schweizerischen Journalistinnen- und Journalisten-Union SJU	1980 gegründete Gruppe, die sich zunächst mit Sexismus in der Sprache befasste, und aus diesen Diskussionen heraus die Broschüre "Die Sprache ist kein Mann, Madame" mit praktischen Tips.

¹⁵ Vgl. JORIS/WITZIG (1991) und BUCHER/SCHMUCKI (1995).

¹⁶ Ausserdem bestehen feministische Vereinigungen, wie beispielsweise der "Verein feministische Wissenschaft" und "Femmedia" (Basel), die ein breiteres Spektrum haben, sich aber auch mit sprachlichen Problemen befassen.

Frauen, die die obigen Vereinigungen gegründet haben oder mittragen, arbeiten meist auch als Kommissionsmitglieder, als Journalistinnen, als Frauenbeauftragte, in Frauenzentren, Frauenbibliotheken, in Verlagen etc.

Eine verstärkte Wirkung erfährt die feministische Sprachkritik auch durch die seit 1984 (Gleichstellungsartikel) nach und nach von den Parlamenten eingesetzten *Gleichstellungsbüros*. Diese offiziellen (kommunalen, kantonalen und eidgenössischen) Gleichstellungsbüros fördern u.a. sprachliche Gleichbehandlung, indem sie amtliche Papiere überarbeiten, Ratgeber ausarbeiten, Vorträge organisieren oder Kurskonzepte entwickeln, die helfen sollen, die sprachliche Gleichbehandlung umzusetzen. Arbeit hin zu einer Gleichbehandlung von Frauen und Männern wird ausserdem von *Frauenbeauftragten* in Firmen, privaten und öffentlichen Institutionen geleistet. Diese Fachfrauen (meist Sozial- oder Geisteswissenschaftlerinnen) haben sich oft bereits frauenpolitisch engagiert, und einzelne stehen auch in lockerer oder enger Verbindung mit oben genannten Vereinigungen. Die ideologische Ausrichtung der Frauenbeauftragten wird denn auch immer wieder von bürgerlicher Seite her kritisiert, so dass ihre Stellen v.a. in ökonomischen Krisenzeiten regelrecht zu Schleudersitzen werden.

Neben kantonalen und kommunalen Bestrebungen gibt es auf eidgenössischer Ebene seit Herbst 1992 eine vom Parlament eingesetzte interdepartementale Arbeitsgruppe, die sich des Themas annimmt mit dem Auftrag, für die deutschsprachige Schweiz einen Leitfadens zu erarbeiten. In diesem Rahmen führte Urs Albrecht, der Leiter der Arbeitsgruppe, im Herbst 1993 eine Umfrage über den Stand der institutionalisierten sprachlichen Gleichbehandlung durch, die für die deutsch- und gemischtsprachigen Kantone und die grösseren Gemeinden der Deutschschweiz folgendes Bild ergab (vgl. ALBRECHT 1994):

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

1. Kantone

Kanton	Gesetzes- sprache	Verwal- tungs- sprache	Bemerkungen
Aargau (AG)	ja	ja	Richtlinien des RR, 11. August 1993
Appenzell In- nerrhoden (AI)	nein	nein	Sonderproblem: <i>Ratsherr/-herrin</i>
Appenzell Aus- serrhoden (AR)	ja	wird ana- log ange- wandt	Beschluss Red.-Komm., Dezember 1991. Infor- melle Durchsetzung ("Erziehungsarbeit")
*Bern (BE)	ja	wird ana- log ange- wandt	Richtlinien der Red.-Komm., 11. Dezember 1992. Praxis seit 1988
Basel Land- schaft (BL)	ja	ja	Richtlinien des RR, 13. Februar 1990. Verwal- tungssprache: Neuformulierung aller Formulare und Formbriefe bei Neudrucken. Eine ständige Arbeitsgruppe begleitet die Umsetzung der Richt- linien und sucht nach Lösungen bei auftretenden Problemen.
Basel Stadt (BS)	ja		Richtlinien des RR über die Gesetzestechnik, Än- derung vom 17. Oktober 1989
*Freiburg (FR)	in Vorbe- reitung	in Vorbe- reitung	
Glarus (GL)	nein	nein	Grundsatzentscheid des Landrates (anhand der Landratsverordnung) steht bevor
*Graubünden (GR)	ja	nein	Für das Deutsche: Richtlinien des RR für die Ge- setzgebung, 7. Dezember 1993. Verwaltungsspra- che: im Dep. für Erziehung, Kultur u. Umwelt gel- ten die EDK-Richtlinien
Luzern (LU)	in Vorbe- reitung	in Vorbe- reitung	Entscheid in Vorbereitung (sehr wahrscheinlich Gleichbehandlung in Rechts- und Verwaltungsspra- che nach kreativer Lösung)
Nidwalden (NW)	nein	EDK- Richtlini- en	Verbindlicherklärung der EDK-Richtlinien für die Verwaltungssprache durch RRB vom 19. Oktober 1992. Erlasse: Vermehrte Berücksichtigung der SG; definitive Richtlinien, wenn ein Leitfaden oder Weisungen des Bundes vorliegen.

Ann Peyer und Eva Lia Wyss

Obwalden (OW)	ja		Richtlinien des RR über die Vorbereitung der Geschäfte des Regierungsrates, Änderung vom 3. Mai 1993
Schaffhausen (SH)	in Vorbereitung	in Vorbereitung	Neue und totalrevidierte Erlasse werden in den meisten Fällen nach den Grundsätzen der SG redigiert.
Solothurn (SO)	ja		Richtlinien des RR zur sprachlichen Gleichbehandlung der Geschlechter in der Gesetzessprache, 8. Dez. 1992
St. Gallen (SG)	nein		Grossrats-Beschluss vom 27. September 1993, das Anwaltsgesetz in einer Fassung zu verabschieden, die nicht den Grundsätzen der SG entspricht.
Schwyz (SZ)	ja		Richtlinien des RR: SG, vorzugsweise mit geschlechtsneutralen Oberbegriffen. Paarformen zulässig, wenn der Erlass dadurch nicht zu schwerfällig wird. Führt die Umsetzung der SG bei neuen Erlassen zu Schwierigkeiten, sind Legaldefinitionen zulässig. Sonderproblem: <i>Landammann</i>
Thurgau (TG)	EDK-Richtlinien	EDK-Richtlinien	Verbindlicherklärung durch RRB vom 5. Januar 1993. Erlasse in der Praxis uneinheitlich
Uri (UR)	Legaldefinitionen	EDK-Richtlinien	Verwaltungssprache: Verbindlicherklärung durch RRB vom 15. März 1993. Erlasse: bisherige Lösung mit Legaldefinitionen
*Wallis (VS)			keine Antwort
Zug (ZG)	nein	nein	Keine Regelung geplant
Zürich (ZH)	nein		Legaldefinition in den Allg. Erläuterungen zur Zürcher Loseblattsammlung. In der Praxis Nebeneinander von Paarformen (für natürliche Personen) und generischem Maskulin (wenn auch juristische Personen gemeint sind). Daneben Bemühungen um geschlechtsneutrale Ausdrucksweise.

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifs“

2. Gemeinden

Gemeinde	Gesetzes- sprache	Verwal- tungs- sprache	Bemerkungen
Aldorf (UR)	Legalde- finitionen	EDK- Richtlinien	Praxis des Kantons
Bern	(ja)	(ja)	Keine eigentlichen Richtlinien, aber bereits seit den 80er Jahren konsequente und "schillernde" Umsetzung der SG mit einer breiten Palette von Umsetzungsmöglichkeiten
*Biel (BE)	ja	ja	Richtlinien des GR vom 17. September 1993 (wie Kanton und Bund)
Binningen (BL)	ja	ja	Richtlinien des Kantons
Brig (VS)	nein	nein	Einzelne Aspekte geregelt (z.B. Stellenausschreibungen, Anrede <i>Frau</i>)
Chur (GR)	siehe Be- merkung		Beschluss des Parlaments, auf SG in Erlassen zu verzichten. Legaldefinition im Ratsreglement (in Abweichung von der kantonalen Regelung)
Dübendorf (ZH)	nein	nein	Praxis folgt dem "gesunden Menschenverstand".
Gossau (SG)	nein	nein	Unklar, ob SG umgesetzt wird oder nicht.
Köniz (BE)	ja		Richtlinien einer kommunalen Arbeitsgruppe, Sommer 1992
Kriens (LU)	nein	nein	Legaldefinition in der Gemeindeordnung
Muttenz (BL)	(ja)	(ja)	Keine Richtlinien, aber Umsetzung der SG nach der Praxis des Kantons
St. Gallen	ja	ja	Richtlinien des Stadtrates vom 22. April 1992 (in Abweichung von der kantonalen Regelung)
Schwyz	EDK- Richtlinien	EDK- Richtlinien	
Thun (BE)	(ja)	(ja)	Keine Richtlinien, aber seit 1988 Umsetzung der SG (wie Kanton)
Uster (ZH)	siehe Be- merkung		Geschlechtsneutrale Formulierungen; wo solche nicht möglich sind, gilt die Legaldefinition (Art. 78 GO).
Wädenswil (ZH)	ja		Neue GO mit Paarformen (eine erste Vorlage im generischen Feminin [mit Präambel] war abgelehnt worden)
Winterthur (ZH)	siehe Be- merkung		Geschlechtsneutrale Formulierungen; wo solche nicht möglich sind, gilt die Legaldefinition (Art. 2 GO).
Zürich	ja	ja	Reglement des Stadtrates (Exekutive) vom 26. Januar 1994, in Kraft seit 1. März 1994

Legende:

- ja explizite Regelung im Sinne der kreativen Lösung, wie sie im Bericht der interdepartementalen Arbeitsgruppe des Bundes (Juni 1991) und im Bericht der Redaktionskommission der eidgenössischen Räte (22. Sept. 1992, BBl 1993 I 129) dargestellt ist
- (ja) Umsetzung der sprachlichen Gleichbehandlung in der Praxis, aber ohne explizite Regelung
- nein keine explizite Regelung
- leer kein klarer Hinweis, ob eine Regelung besteht oder nicht
- * zweisprachige Gemeinden/Kantone

Abkürzungen in den Ausführungen:

RR Regierungsrat (Exekutive)

RRB Regierungsratsbeschluss

GO Gemeindeordnung

SG Sprachliche Gleichbehandlung

EDK Erziehungsdirektorenkonferenz

EDK-Richtlinien: von der EDK verabschiedete Richtlinien für die Personenbezeichnungen, die Paarformen propagieren, Kurzformen nicht gestatten.

Red.-Komm.: (Parlamentarische) Redaktionskommission

Die vielen kommunalen und kantonalen Richtlinien erzeugten einen gewissen Druck, den öffentlichen Sprachgebrauch (Verwaltungssprache) auch auf Bundesebene die Situation zu regeln. So entstand in der erwähnten Arbeitsgruppe der "Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung im Deutschen" (publiziert Januar 1996). Es zeichnet sich ab, dass durch die Publikation des Leitfadens auf eidgenössischer Ebene weitere Kantone und Gemeinden nachziehen. Einige haben schon angekündigt, dass sie mit ebendiesem Leitfaden arbeiten werden, sei es, dass sie ihn den kantonalen Bedürfnissen anpassen oder dass sie ihn unverändert übernehmen resp. für verbindlich erklären.

Viel Staub wurde in den Medien nicht aufgewirbelt, als die Bundeskanzlei im Januar 1996 ihren LEITFADEN zur sprachlichen Gleichbehandlung vorlegte. Die Reaktionen in den Zeitungen beschränkten sich meist auf die Ankündigung des LEITFADENS; die meisten übernahmen den Agenturtext. Dem Unikum, dass die Schweiz der einzige Staat ist mit eigenen (zwar auf eine Sprachgemeinschaft beschränkten) Richtlinien, wurde nicht viel Brisanz abgewonnen, und vor der Tatsache, dass dieser eidgenössische Ratgeber, der die Gross-Schreibung nicht prinzipiell verbietet, politischen Druck ausüben könnte, wurde nicht gewarnt. Dieses geringe Medienecho ist umso erstaunlicher, als einige Jahre zuvor 1988 die

Publikation "Übung macht die Meisterin" (HÄBERLIN/SCHMID/WYSS 1988) ausgiebig rezensiert wurde.

3.2. Zur Institutionalisierung in der französischsprachigen Schweiz

Obwohl sich die Romandie in vielen Themenbereichen fortschrittlich zeigt, hält sie sich die Debatte um sprachliche Gleichbehandlung vom Leib. Die französischsprachige Schweiz orientiert sich in den meisten sprachlichen Belangen (Orthographie, Aussprache, Verwendung von Fremdwörtern, etc.) an den Regelungen der Académie Française. Jede sprachpflegerische Tätigkeit steht somit im Dilemma zwischen stolzer Abhängigkeit von Paris und provinzieller, d.h. stigmatisierter, kultureller Eigenständigkeit.

Eine öffentliche Auseinandersetzung um sprachliche Gleichbehandlung findet kaum statt. Dies zeigte sich äusserst deutlich in der parlamentarischen Debatte um geschlechtergerechtes Formulieren in Gesetzes- und Verwaltungstexten. Das eidgenössische, mehrheitlich deutschsprachige Parlament fand im Herbst 1992 keinen Anlass, einen Leitfaden für die französischsprachige Schweiz erarbeiten zu lassen; es schien (auch und v.a. den französischsprachigen ParlamentarierInnen) kein Bedürfnis. Die sprachpolitische Lage der französisch- und italienischsprachigen Schweiz wird von der Bundeskanzlei folgendermassen eingeschätzt:

Wie das Parlament in seinem Entscheid festgestellt hat, scheint es, "dass sich die kreative Lösung im Deutschen verwirklichen lässt, ihre Umsetzung aber im Französischen und Italienischen zu unüberwindbaren Schwierigkeiten führt". Demzufolge ist für diese beiden Sprachen die Herausgabe eines Hilfsmittels, wie es der Leitfaden für das Deutsche darstellt, nicht vorgesehen. Die Redaktion der französischen und italienischen Gesetzestexte erfolgt weiterhin nach der bisherigen Praxis.

Besondere Anstrengungen werden hingegen bei der geschlechtergerechten Formulierung von französischen und italienischen Verwaltungstexten unternommen. So werden beispielsweise Formulare, die neu aufgelegt werden, nötigenfalls umformuliert. (Pressemitteilung Leitfaden, Januar 1996)¹⁷

Ein frankophoner Kommentar – neben vereinzelt Glossen – zur Publikation des Leitfadens übernimmt weitgehend diese Argumentation:

La parité des genres ne s'est pas encore imposée dans l'administration fédérale en français et en italien, a admis Sonia Weil, représentante de l'Office fédéral du personnel dans le groupe de travail. La liste des fonctions de la Confédération existe certes au féminin comme au masculin dans les trois langues officielles. Outre les difficultés grammaticales auxquelles se heurte la féminisation des langues latines, la Confédération doit respecter les différences de sensibilités culturelles, a estimé Mme Weil.

¹⁷ Für die Presseschau danken wir Anna Katharina Pantli, Mitarbeiterin der Arbeitsgruppe der Bundeskanzlei.

La pression politique en vue de rendre la langue non sexiste est plus forte en Suisse alémanique, a relevé Urs Albrecht, de la Chancellerie fédérale, responsable du groupe de travail. La langue allemande évolue par ailleurs d'une manière moins centralisée que le français: elle n'a pas d'équivalent de l'Académie française ou de dictionnaire "officiel". La Suisse germanophone peut ainsi se permettre certaines spécificités linguistiques. (Journal du Jura, 16.1.1996 (ATS-Agenturmeldung))

Eine Ausnahme bilden dabei die Kantone Genf und Jura. Nachdem das Gleichstellungsbüro des Kantons Genf 1992 einen "Dictionnaire féminin-masculin des professions, des titres et des fonctions" herausgab, wurde dieser auch vom Kanton Jura übernommen. Im Kanton Waadt hingegen sträubten sich beispielsweise die Gemeindepräsidentinnen, sich wie die Lausanner Stadtpräsidentin Yvette Jaggi *Madame LA Syndique* zu nennen. Sie bevorzugten weiterhin die Zwitterform *Madame LE Syndique*. Ebenso druckt die Zeitschrift "Femmes Suisses" Stelleninserate oft in männlicher Form. (Vgl. STOTZER 1992)

Die Sprachwissenschaftlerin Anne-Marie de Warren aus der Romandie, die die Berufung auf die Académie Française in einem Interview mit Helen STOTZER als Vorwand abstempelt, erklärt sich diesen Unterschied mit der grösseren Sprachtoleranz der DeutschweizerInnen, die sich – im Gegensatz zur Romandie – durch die Dialektvielfalt unterschiedliche Formulierungen gewohnt sind. Auch meint sie, dass im Unterschied zur deutschen Schweiz ein gewisser 'Diskurs der Verführung' die Situation für Frauen schwierig macht:

"Die Forderung, die weibliche Form zu verwenden, wird als Drohung und Aggression aufgefasst – von Männern, die nicht annehmen können, dass Frauen auch da sind. Und viele Frauen sind sich gewohnt, Männern auf der Ebene der Verführung zu begegnen." (STOTZER 1992)

4. Einstellungen

4.1. Stimmen zum Thema

Bereits die oben zitierten Medienberichte und Leserbriefe haben gezeigt, dass "Sprachfeminismus" ein Phänomen ist, das nicht nur LinguistInnen und besonders interessierte BeobachterInnen, sondern auch "gewöhnliche" SprecherInnen beschäftigt. Wir haben deshalb versucht, einen direkten Einblick in das Spektrum von Einstellungen zu bekommen, indem wir ca. 90 SchülerInnen und ca. 30 StudentInnen baten, uns ihre Meinung zu notieren.¹⁸ Da uns interessierte, welche Aspekte die von uns befragten SchülerInnen und Studierenden überhaupt thematisieren und auch, in welche Widersprüche sie sich verwickeln, ist unsere Frage offen formuliert (Beispiel für StudentInnen):

¹⁸ Konkret: Studierende aus dem germanistischen Grundstudium der Universität Zürich und mehrere Gymnasialklassen (8., 9. und 12. Schuljahr) aus der Region Zürich (wir danken Regula Ruegg, Harald Burger und den Befragten für ihre Mitarbeit). Die Zitate sind orthographisch bereinigt.

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

Statement über die sprachliche Gleichstellung von Frauen und Männern

Liebe Studentin, lieber Student

Wir möchten wissen, was Studierende davon halten, Frauen und Männer sprachlich gleich zu behandeln.

Wie beurteilst Du allgemein die Bemühungen um sprachliche Gleichstellung? Was hältst Du von der expliziten Nennung von Frauen in mündlichen und schriftlichen Texten? (Doppelformen wie "Studentinnen und Studenten" oder Kurzschreibung "StudentInnen" bzw. Student(innen) bzw. Student/innen.)

Herzlichen Dank

Eva Lia Wyss/Ann Peyer

Das Gesamtbild aus den einzelnen Antworten ist facettenreich. Auffallend ist, dass bereits vierzehnjährige Jugendliche das Problem kennen und sich – mit wenigen Ausnahmen – dazu bereits eine Meinung gebildet haben. In den Stellungnahmen lassen sich zwei Schwerpunkte erkennen: Das Argument "es gibt Wichtigeres" (konkrete Schritte zur politischen und sozialen Gleichberechtigung) und "sprachliche Gleichberechtigung ist wichtig – aber wie soll man im einzelnen vorgehen?". Solche "ja-aber"-Aussagen kommen gerade bei den Studierenden häufig, wenn auch unterschiedlich akzentuiert, vor und machen es unmöglich, klar zwischen einer pro- und einer contra-Seite zu unterscheiden. Im folgenden zeigen wir auszugsweise, wie breit das Spektrum ist und welche Aspekte angesprochen werden.

4.1.1 Stellungnahmen "pro"

Die Nennung von Frauen in Texten finde ich wichtig. Die meisten Menschen (beider Geschlechter) sind sich gar nicht der Asymmetrie der Sprache bewusst. Ich hoffe, dass durch das Bewusstwerden ein Denkprozess einsetzt, der vieles andere mehr in Bewegung bringt. (Stud., f)

Natürlich finde ich es wichtig, Frauen explizit zu erwähnen und bemühe mich, auch in der mündlichen Sprache konsequent zu sein, obwohl ich dafür in gewissen Kreisen ein mitleidiges Lächeln kassiere (Uni-Kreise sind dabei ausgeschlossen.) (Stud., f)

Persönlich finde ich es schade, diese "neuen" Formen als feministisch zu bezeichnen, sprachlich ist es einfach wichtig, um wirklich korrekt zu sein. Persönlich stört es mich zudem, wenn

ich mündlich und schriftlich nur die männliche Form höre bzw. lese. Das ist einfach nicht mehr üblich. (Stud.)

Auf welche Weise man dies tut, ob es also heisst "SchülerInnen" oder "Schüler und Schülerinnen" finde ich nicht so wichtig. Es ist wichtig, mit dem Sprachlichen zeigen zu können, dass man eine Gleichstellung von Mann und Frau will, auch wenn noch einige Zeit vergehen wird, bis es wirklich so ist. (Schü., 8.Klasse, f)

Diese Antworten lassen auf eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Thema schliessen – und es ist interessant, dass dabei oft mit anklingt, dass uneingeschränktes Befürworten (noch) als die Position einer Minderheit empfunden wird.

4.1.2. "Ja – aber"

Weit zahlreicher sind Stellungnahmen, in denen das Prinzip zwar befürwortet wird, dabei aber praktische Probleme mit erwähnt werden. Die Widersprüche, in die sich viele Befragte dabei verwickeln, lassen sich am folgenden Beispiel verdeutlichen:

Im Prinzip finde ich Doppelformen gut, man kann es aber auch übertreiben. Ich finde es aber sehr wichtig, dass man Frauen auch sprachlich gleichberechtigt, am Anfang ist es sicher komisch, doch ich denke, man wird sich daran gewöhnen. Im mündlichen Bereich finde ich es persönlich nicht so tragisch, wenn uns Lehrer z.B. nur mit "Schüler" ansprechen, man weiss ja, dass beide Geschlechter gemeint sind. (...) Im schriftlichen Bereich fänd' ich es gut, wenn die sprachliche Gleichstellung eingeführt würde. Vielleicht sollte man mehr neutrale Substantive einführen (z.B. Leute etc.), sonst wird es ein Riesenwirrwarr von / und I etc. Ich hoffe, dass dies bald eingeführt wird, denn ich finde Gleichberechtigung allgemein sehr wichtig. Wenn man schon von Gleichberechtigung spricht, sollte dies überall sein, nicht einfach "hier ja, dort nein", oder? (Schü., 8.Kl., f)

Folgende Tabelle strukturiert die obige Argumentation:

ja	aber
<i>Im Prinzip finde ich Doppelformen gut,</i>	<i>man kann es aber auch übertreiben.</i>
<i>Ich finde es aber sehr wichtig, dass man Frauen auch sprachlich gleichberechtigt,</i>	<i>am Anfang ist es sicher komisch, doch ich denke, man wird sich daran gewöhnen.</i>
<i>Im schriftlichen Bereich fänd' ich es gut, wenn die sprachliche Gleichstellung eingeführt würde</i>	<i>Im mündlichen Bereich finde ich es persönlich nicht so tragisch, wenn uns Lehrer z.B. nur mit "Schüler" ansprechen, man weiss ja, dass beide Geschlechter gemeint sind.</i>
	<i>Vielleicht sollte man mehr neutrale Substantive einführen (z.B. Leute etc.), sonst wird es ein Riesenwirrwarr von / und I etc.</i>

„JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“

ja	aber
<p><i>Ich hoffe, dass dies bald eingeführt wird, denn ich finde Gleichberechtigung allgemein sehr wichtig. Wenn man schon von Gleichberechtigung spricht, sollte dies überall sein, nicht einfach "hier ja, dort nein", oder?</i></p>	

In der Darstellung geglättet, inhaltlich aber vergleichbar präsentiert sich der Zwiespalt in folgender Stellungnahme:

An und für sich befürworte ich die Bemühungen, empfinde aber keine der bisherigen Lösungen als befriedigend (v.a. Doppelformen wirken schwerfällig). Dies ist mir eigentlich erst beim Verfassen von schriftlichen Arbeiten und bei mündlichen Referaten aufgefallen. (Stud. f)

Dass der Anspruch nach sprachlicher Gleichstellung mit anderen Formulierungsprinzipien kollidiert, ist bereits oben angesprochen ("komisch", "Gewohnheit", "schwerfällig") und wird in den folgenden beiden Stellungnahmen besonders deutlich gesagt:

Ich erachte es als notwendig, Frauen und Männer sprachlich gleich zu behandeln. Fängt es nicht bei der Sprache an, da sie Ausdruck unserer Geisteshaltung ist? Allerdings ist dies nicht immer einfach zu realisieren. Entweder sind wir/bin ich noch zu sehr in alten Sprachgewohnheiten verhaftet, oder der "Einfachheit" oder "Lesbarkeit" halber lässt man/frau die weibliche Form einfach weg. Trotzdem: alle sollten sich um eine sprachliche Gleichstellung bemühen. (Stud.)

Am konsequentesten liesse sich eine explizite sprachliche Gleichstellung durch die gleichzeitige Schreibung der männlichen und der weiblichen Form realisieren. Leider leidet die Ästhetik darunter. Das Problem scheint mir unlösbar, will man beiden Betrachtungen gerecht werden. Im Zeitalter der "political correctness" macht es wenig Sinn, sich nach ästhetischen Gesichtspunkten leiten zu lassen, weil man da auf verlorenem Posten kämpft. Ästhetik ist somit Luxus und verzichtbar, leider wird die deutsche Sprache dann noch unattraktiver werden, aber schliesslich soll sie ja in erster Linie einem Anspruch gerecht werden und jenen dienen, die sich täglich darin auszudrücken haben. (Stud.)¹⁹

Gerade in der Schlusspassage dieser letzten Äusserung wird deutlich, dass nicht eigentlich die Grundsatzentscheidung, sondern die Konkurrenz verschiedener, scheinbar gleichwertiger Beurteilungskriterien zu einem Dilemma führen.

¹⁹ Siehe zu diesem Argument die grundsätzliche Darstellung bei SCHOENTHAL (1989): In sprachkritischen Diskussionen stehen sich oft eine organische und eine instrumentale Auffassung von der Sprache gegenüber: Sprache darf nicht in ihrem Leben und in ihrer Entwicklung gestört werden vs. Sprache muss den Bedürfnissen der Sprechenden angepasst werden.

4.1.3. Stellungnahmen "contra"

Neben befürwortenden und abwägenden Aussagen finden sich auch solche, die gegen sprachliche Gleichberechtigung Stellung nehmen. Interessanterweise wird aber hier das Anliegen nicht grundsätzlich in Frage gestellt oder die "Zerstörung" der Sprache und die generelle Gefährlichkeit von Eingriffen thematisiert. Die Argumente haben sich von einer ideologischen auf eine eher pragmatische Ebene verschoben: der Aufwand ist zu gross, die Resultate sind zu kompliziert, und überhaupt ist Sprache ein Nebenschauplatz, wenn es um Gleichberechtigung geht.

Ich finde, dass die Doppel-Formen in Texten, wie "Studentinnen und Studenten" die Texte nur unnötig komplizieren und ich bin dafür, sofern es sich nicht ausdrücklich um eine Mehrzahl von Frauen handelt, die f-Form ganz wegzulassen, dem Sprachfluss zuliebe. Ich bin selbst eine Frau und stehe hinter der Emanzipation, finde jedoch, dass man sich nicht in weniger wichtigen sprachlichen Feinheiten verlieren sollte. (Stud. f)

Grundsätzlich befürworte ich Gleichstellung von F und M, bin aber gerade bei der sprachlichen Gleichstellung eher kritisch eingestellt, weil die Stilistik, das Ästhetische meiner Meinung nach darunter leidet. Die Bemühungen, wie sie die feminist. Linguistinnen betreiben, dünken mich verkrampft und unsystematisch. Verkrampft: überstürzt, undifferenziert. (...)

Ich setzt mich aber in polit. Domänen ein für eine Gleichberechtigung von M und F und umgekehrt, die Sprache dünkt mich eine ungeeignete Materie zur Anpassung an Gleichberechtigung. (Stud., m)

An und für sich befürworte ich die Bemühungen, (...). Ich verwende heute meistens die trad. männliche Form und begründe dies kurz. Schliesslich und zum Glück hängt mein Selbstwertgefühl als Frau nicht nur von der sprachlichen "Gleich-Behandlung" ab. (Stud. f)

4.1.4 Zu den Formen

Obwohl wir konkret danach gefragt hatten, nahmen nicht alle Befragten Stellung zu verschiedenen Formen (explizite Nennung durch Doppelformen, Kurzformen) der sprachlichen Sichtbarmachung von Frauen. Die Antworten sind sehr unterschiedlich differenziert (betreffen z.B. mündlich/schriftlich, Textsorten), sie lassen keinen einheitlichen Trend erkennen. Interessant ist, dass die verschiedenen Varianten der Kurzschreibung (-Innen, -(innen) oder -/innen) ganz unterschiedlich beurteilt werden:

Innen:

- *unschön, daher unbrauchbar*
- *lehne ich strikt ab; nicht schön und schlecht lesbar*
- *elegante Lösung*
- *sinnvoll*

(innen):

- stellt keinen echten Fortschritt dar (von der Nicht-Existenz zur Klammer-Existenz)
- finde ich geeigneter, doch kann man sie nicht anwenden, da in der Regel eben "die Frau in Klammern" – etwa wie eine nicht so wichtige Anmerkung – steht.

f/innen:

- finde ich am besten.
- besser, aber auch nicht leicht lesbar und nicht unbedingt schön.

Allgemeine, ausführlichere Bemerkungen:

Kurzformen wie StudentInnen oder Student(innen) irritieren mich beim Lesen. Gegen die Kurzform Student/innen habe ich nichts einzuwenden. (Schü., 8. Klasse, f)

Kurzschreibung (LeserIn, TerroristIn) ist mir sehr sympathisch und wird konsequent und durchgehend im Schriftlichen gebraucht. Im Mündlichen bemühe ich mich oft die Doppelform zu gebrauchen.

Am wichtigsten wäre für mich, dass sich endlich eine einheitliche Kurzschreibung durchsetzen würde. Wegen der Lesbarkeit (und ich glaube auch am häufigsten benutzt) ist mir StudentIn am liebsten. Ich finde es bei der Kurzfassung auch gut, dass sie mündlich die Männer "mitmeint". Mich ärgern immer solche auch so geschlechtsneutralen Schreib- und Redeweisen wie "Ärzte", die aber dann immer mit Krankenschwestern oder Dentalhygienikerinnen verbunden werden. (Stud.)

Bei mündlicher Verwendung finde ich die "Gross-I-Sprechweise" ebenfalls adäquat, um ein umgekehrtes Gegengewicht zum "Mitgemeint-sein" auszudrücken. (Stud.)

4.1.5. Normierungsprobleme

Wir hatten die Frage der *Normierung* nicht explizit thematisiert, sie wurde jedoch in den Stellungnahmen z.T. aufgegriffen, und zwar in unterschiedlicher Art. Es lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden: einerseits wird sprachliche Gleichberechtigung denjenigen, die sie wollen, zugestanden, solange kein allgemeiner Zwang besteht, andererseits wird gerade eine Vereinheitlichung gewünscht, und zwar nicht nur grundsätzlich, sondern auch so, dass bestimmte Lösungen für verbindlich erklärt werden. Die zweite Tendenz wird übrigens sehr deutlich vertreten von Verwaltungsangestellten²⁰, die in ihrer beruflichen Textproduktion Normenunsicherheit (nicht nur im Bereich "sprachliche Gleichberechtigung") als störend empfinden und klare Richtlinien wünschen, auch wenn sie diese Richtlinien u.U. inhaltlich skeptisch beurteilen – Klarheit ist hier wichtiger als Übereinstimmung mit den persönlichen Präferenzen²¹

²⁰ Diskussion mit Verwaltungsangestellten im Rahmen von Weiterbildungskursen.

²¹ Konkrete Diskussion am Beispiel des Reglements, das die Exekutivbehörde der Stadt Zürich erlassen hat.

Allgemein wird zu wenig Mühe zur Überwindung dieses Problems aufgewendet. (stud.)

Bemühungen sind reichlich vorhanden, allein es fehlt an der Durchsetzungskraft. Diejenigen, in deren Macht es liegen könnte, etwas zu ändern, zeigen wahrscheinlich wenig Interesse an einer Veränderung, oder sie sehen es nicht als notwendig an. (Stud.)

Bemühungen sind sinnvoll (Sprache ist nicht nur ein Weg, die Gesellschaft zu verändern, sondern vorerst ein Weg, um auf die Problematik aufmerksam zu machen.) Sie laufen jedoch in unterschiedliche Richtungen (gr. 1 etc.), was der Bewegung eher schadet. Frauen zeigen am Thema wenig Interesse und sind nicht solidarisch. (Stud.)

Ich finde diese Bemühungen um sprachliche Gleichstellung in erster Linie spannend als sprachlichen Prozess, durch den mir Ungleichheiten oft erst bewusst werden, und durch den noch unausgeschöpfte Möglichkeiten der Sprache aufgezeigt werden. Sobald es aber um konsequente Anwendung neuer "gleichstellender" Formen geht, beschleicht mich oft so ein un-gutes Gefühl von "fundamentalistisch", "totalitär", "widerspruchlos", "sprachvergewaltigend" ... und dann sträubt sich etwas in mir gegen allzu konsequente Neuerungen. (Stud., f)

Mich ärgern diese Doppelformen meistens. Wenn es eine gemeinsame Form gibt, wie "Studierende", so finde ich, dass man (oder frau) diese benutzen sollte, auch die Kurzschreibung finde ich nicht schlimm, solange ich sie nicht selber schreiben muss. (...) Auch eine Übungsaufgabe die nur mit normalen weiblichen Formen geschrieben war, fand ich zu kompliziert. Wenn ich selber aber etwas nur für Mädchen schreibe, verwende ich auch nur die weibliche Form. Im Grossen und Ganzen finde ich die Sache zwar kompliziert, aber wer sich die Arbeit machen will, soll das tun, denn beim Lesen fällt mir das gar nicht mehr auf (Schü. 9.Kl., f)

Die Argumente für eine sprachliche Gleichbehandlung scheinen einem breiten Publikum einzuluchten. Es zeigt sich also, dass sich ein gewisses Problembewusstsein eingestellt hat. Indes ist die Auseinandersetzung mit konkreten sprachlichen Schwierigkeiten umso wichtiger und deshalb sind Handreichungen in Form von Richtlinien oder Ratgebern für den öffentlichen Gebrauch erwünscht.

4.2. "Wädenswil" – ein interessanter Einzelfall

Das Stichwort "Wädenswil"²² steht für einen überraschenden Fall in der öffentlichen Diskussion von sprachlicher Gleichstellung: Die Gemeindeordnung von Wädenswil wurde in einzelnen Punkten materiell überarbeitet.²³ Dies war der Moment, den Text auch sprachlich zu überarbeiten. Die zuständige Kommission, der ausschliesslich Männer aus dem (Miliz)parlament der Gemeinde angehörten, suchte nach Lösungen, liess sich beraten, fand aber die empfohlenen Paarformen nicht überzeugend. In der Beratung im Gemeinderat schlug eine Sozialdemokratin vor, ausschliesslich weibliche Formen zu verwenden, mit entsprechender Präambel. Der Vorschlag wurde vom Parlament, auch mit bürgerlicher Unterstützung, gutgeheissen und die revidierte Gemeindeordnung mit generischem Femininum

²² Darstellung nach SPRACHE MACHT POLITIK.

²³ Gegen die betreffenden Änderungen und Anpassungen bestand kein nennenswerter politischer Widerstand. (Vgl. NZZ-Zitat, oben).